

Alois Hotschnig

DIE KINDER
BERUHIGTE DAS NICHT

Erzählungen

Kiepenheuer und Witsch

3. Auflage 2014

© 2006 by Alois Hotschnig

© 2006 by Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Barbara Thoben, Köln

Umschlagmotiv: © getty images/Michael Nischke

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Bindung: Sigloch Buchbinderei, Blaufelden

ISBN 3-462-03685-8

DIESELBE STILLE,
DASSELBE GESCHREI

WENN ICH DAS HAUS VERLIESS, lagen sie auf ihrem Steg, und wenn ich nach Stunden zurückkam, lagen sie immer noch dort, in der Sonne, im Schatten, im Regen, im Wind, tagein und tagaus, jeden Tag. Zwei Gärten trennten uns voneinander, die zu vernachlässigten leer stehenden Häusern gehörten, und einige Bäume und Hecken, das Schilf und das Schwemmholz, das am Ufer entlangtrieb. Ihr Steg unterschied sich in nichts von den übrigen Stegen der Gegend. Ein Windfang aus Brettern schützte auch vor den Blicken der Nachbarn. Ein Topf mit Lobelien stand auf einem Sims, der an der Wand angebracht war. Dahinter schaukelte eine Palme aus Plastik im Wasser. Sie gehörte dem Mädchen vom Steg hinter ihnen, das sich kreischend und johlend daran zu schaffen machte und vor Vergnügen tobte und schrie und nicht genug bekommen konnte davon, den Baum hochzuklettern und sich hinunterfallen zu lassen ins Wasser und unterzutauchen und wieder aufzutauchen und immer so fort. An der Freude dieses Kindes schienen meine Nachbarn so wenig Anteil zu nehmen wie an allem an-

deren, das es um sie herum gab, und anders schien man es auch im Umgang mit ihnen nicht zu halten, denn in der Umgebung nahm man sie ganz einfach nicht wahr.

So friedlich lagen sie auf ihren Liegen, und eine ganze Weile hielt ich das für das Glück, doch mit der Zeit fragte ich mich, ob es den beiden wirklich gut gehen konnte in ihrer Hinfälligkeit, und mit jedem Tag fiel es mir schwerer, diese so beharrliche Ruhe vor Augen zu haben, ohne Anstoß zu nehmen daran.

Im Fernglas waren sie um einiges jünger, als ich sie auf die Entfernung geschätzt hatte, und so wirkten sie nun zwar nicht mehr jung, aber doch noch wie früh ergraut, und ich fragte mich, was der Grund dafür sein mochte, dass mir diese Menschen von Anfang an so bekannt und vertraut vorgekommen waren und ich dabei war, ihre Nähe zu suchen, auch wenn ich mir das nicht erlaubte.

Ihre Untätigkeit machte mir zunehmend zu schaffen, doch sie schienen zufrieden, als hätten sie einander gefunden und sich abgefunden damit, dass alles war, wie es war. Und offenbar hatten sie sich alles gesagt, denn sie sprachen nicht miteinander, und wenn, dann in Zeichen und geometrischen Mustern, die sie mit den Händen in die Luft zeichneten. Was nicht vorkam, war, dass die Frau auch nur ein einziges Mal in die Richtung geblickt hätte, in die der Mann gerade eben gezeigt hatte.

Nebeneinander lagen sie auf ihren Liegen, die Arme am Körper, und rührten sich nicht, kein Verscheuchen von Mücken, kein Kratzen, die Beine angezogen oder gestreckt, in jedem Fall aber für Stunden, jeden Tag, jede Nacht, immer gleich. Diese Ruhe löste eine Unruhe in mir aus, die zunahm und wuchs und sich zu einer Verstörung auswuchs, mit der ich nicht umgehen konnte. Ich hatte die beiden für einen Teil der Idylle gehalten, die ich hier vorfinden wollte, doch nun reizte mich ihre ständige Anwesenheit, und als ich entdeckte, wie leicht man von ihnen aus meine Wohnung einsehen konnte, fühlte ich mich gestört und ertappt, beobachtet eigentlich, überwacht, obwohl ich wusste, dass ich es war, der seine Nachbarn nicht aus den Augen ließ. Wenn ich aus dem Haus ging, sah ich zu ihnen hinüber, und kam ich zurück und sie waren einmal nicht an ihrem Ort, fand ich erst wieder zur Ruhe, wenn sie dort lagen. Mit meinen Gedanken war ich häufiger und intensiver bei ihnen, als mir das gut tat, und so war mir immer öfter, als wäre ich in ihr Revier eingedrungen. Und das zeigten sie mir, zumindest glaubte ich das dem Mann vom Gesicht ablesen zu können, wenn unsere Blicke sich trafen.

Am Morgen, wenn ich mich auf der Terrasse vor dem Haus zum Frühstück hinsetzte, starrte er mir schon entgegen, und den ganzen Tag über gab es keine Handlung, die nicht von ihm beobachtet war,

und nicht *ein Mal* war er dabei in die Verlegenheit gekommen, dass ihm ein Gruß ausgekommen wäre. Das strengte mich an, doch diese Haltung imponierte mir auch und kam mir entgegen, denn Anschluss suchte ich nicht. Und doch war ich immer wieder knapp davor, ihn zu grüßen, so lange hatte er mich mit seinen Blicken verfolgt, doch weil mir nicht klar war, ob tatsächlich *ich* gemeint war oder ob er doch nur stumpf vor sich hin brütete, verbat ich es mir jedes Mal. Als neu Zugezogener wollte ich es mir nicht gleich mit den Nachbarn verscherzen, und so hatte ich mich eine ganze Weile über Gebühr und wohl auch übertrieben um die Aufmerksamkeit dieser Menschen bemüht, doch war von dort keine Antwort gekommen, was ich lange auf eine vielleicht vorhandene Fehlsichtigkeit zurückgeführt hatte, bis ich ihn eines Tages jemandem zuwinken sah, der von einem Boot aus mitten im See auf sich aufmerksam gemacht hatte, und also klar war, dass ich die Verweigerung eines Grußes persönlich zu nehmen hatte. Und schließlich, anders hatte ich es mir nicht gewünscht, als ich mir diesen Ort und das Haus ausgesucht hatte, Ruhe hatte ich gesucht und Distanz, und diese Ruhe fand ich hier vor, und diese Ruhe tat gut. Und sie war schrecklich, denn ich war nicht daran gewöhnt, merkte ich, und so kehrte sie sich gegen mich in Gestalt dieser Menschen, die in Wahrheit doch auch nur in Ruhe und Frieden gelassen sein wollten wie ich.

Durch ihre Ablehnung waren mir die beiden näher gekommen, denn eine Art Kontakt war das auch, und dass von mir keine Bedrohung ausging und ich an einer Begegnung nicht interessiert war, wollte ich ihnen nun zeigen, indem ich die Vorhänge zuzog, wann immer er mit seinen Augen meine Wohnung abgraste, und schließlich die Läden vor die Fenster schob, wenn ich daran dachte, dass sie mich von ihrem Steg aus beobachten könnten. Und doch, noch im selben Moment war mir klar, dass ihre vermutete Aufdringlichkeit in Wahrheit die reine Gleichgültigkeit mir gegenüber war, mit der mir diese Menschen nur zeigten, dass ich für sie gar nicht erst existierte, und dass in Wahrheit *ich* es war, von dem eine Behelligung ausging, wenn von Behelligung überhaupt die Rede sein konnte.

Diese Gleichgültigkeit war mir recht und auch nicht, weil ich mir nicht erklären konnte, womit ich mir diesen Angriff verdient haben mochte, und als eines Tages ein Sturm unser Ufer zerstörte und die beiden ungerührt auf ihrem Steg liegen blieben und ich ihnen Hilfe anbot und sie auch darauf nicht reagierten, war klar, mit der guten Nachbarschaft würde es nichts.

Kein Wolkenbruch holte die beiden aus ihrer Gewohnheit, der sie mit einem Ernst nachgingen, als handelte es sich um eine Pflicht.

Es kam vor, dass der Mann aus dem Liegen aufschreckte, um sich mit einem Ruck auf die Beine

zu werfen und über den Steg zur Treppe zu eilen, die ins Wasser führte, ins Schilf. Mit beiden Armen stützte er sich dann auf das Geländer der Treppe und baute sich daran auf, als verteidigte er sich gegen eine Gefahr. Dann erstarrte er in dieser Haltung und stand still, stundenlang. Gelegentlich war Bewegung im Schilf, dann wirbelte oder schlängelte sich etwas im Wasser, in das der Mann hineinstarrte, um sich plötzlich und unvermutet umzudrehen und seine Liege aufzusuchen und sich darauf zu verschanzen und sich bis in die Nacht hinein nicht mehr zu rühren.

Hinter ihnen schaukelte die Palme im Wind, und das Mädchen sprang unaufhörlich ins Wasser und rälkelte und aalte sich darin, dass es mir eine Lust war, heimlich mit diesem Kind gegen den Stillstand, den ich vor Augen hatte, anzuschreien.

Die Sonne ging auf und ging unter, nichts änderte sich, nur meine Unruhe wuchs. Um nicht weiter an diesen Menschen Anstoß zu nehmen, beschloss ich, meine Beobachtung auszuweiten und zu intensivieren, und als hätte ich kein eigenes Leben gehabt, lebte ich nun das Leben dieser anderen aus. Nachts war immer wieder ein Greinen zu hören, wie das Wimmern eines Kindes, das mit dem Wind aus ihrer Richtung herüberkam und wieder verschwand, um sich doch wieder bemerkbar zu machen, wenn man schon nicht mehr daran dachte, unaufdringlich und leise, aber doch in der

Stärke, dass das jeweilige Gespräch zum Stillstand kam, wenn ich Besuch hatte und mein Gast von dem Moment an nur noch darauf aus war, dieses seltsame Geräusch noch einmal zu hören.

Darüber reden wollte ich nicht, und erklären konnte ich nichts, und so verließ ich unter einem Vorwand den Raum jedes Mal, wenn es begann, sich zu rühren, oder ich rückte lärmend die Gläser zurecht, um einen Vorhang vor dieses Wimmern zu ziehen. Auch meine Nachbarn hatten Besuch, das kam vor. Ein junger Mann lag dann mit ihnen am Steg. Am Abend zuvor wurde eine dritte Liege aufgestellt, und Unruhe machte sich breit. Mit einem Straßenbesen kehrte der Mann jetzt den Steg, während die Frau es sich auf ihrer Liege einrichtete und dort lag wie sonst auch. Stunden brachte er damit zu, mit einer Sichel das Schilf abzuschneiden, das zwischen den Brettern vom Steg durchgewachsen war in der Zeit, in der sie allein gelegen hatten. Dann stieg er mit dem Besen die Treppe hinunter ins Wasser und kehrte unter Wasser den Grund und stieg aus dem Wasser heraus und ging weg und war eine Zeit lang verschwunden und kam mit einem Rechen zurück, mit dem stieg er ins Wasser und bürstete damit das Schilf, vorsichtig und mit Bedacht, liebevoll, und zupfte zurecht, was der Wind durcheinander gebracht haben mochte.

Er kämmte das Schilf. So fand er zu seiner Ruhe zurück, wie es schien, und wenn am Morgen da-

rauf der junge Mann mit ihnen auf dem Steg lag, nahmen sie ihn in ihre Mitte, er lag auf dem Rücken, während sie sich ihm zuneigten und sich abwendeten nach einer Zeit. Nicht ein Wort, das mehr gefallen wäre als sonst, nur das Ächzen der Liegen, sonst nichts, bis zum Abend, wenn er sie wieder verließ.

Dass *ich* Besuch hatte, kam immer seltener vor, je mehr ich in meinen Nachbarn aufging und in ihnen verschwand, und wurde ich auf die beiden angesprochen, hatte ich alle Mühe, nicht ungehalten zu reagieren. Zu sehr war ich von ihnen besetzt, als dass ich sie neugierigen Blicken noch hätte ausliefern können.

Um ihnen nahe zu kommen, isolierte ich mich von den wenigen Freunden, die es noch nicht aufgegeben hatten mit mir, in Gesellschaft ging ich nicht mehr, und ließ es sich nicht vermeiden und ein Freund suchte mich heim, war es eine Qual jedes Mal, das Gespräch nicht nach einer Zeit auf die beiden zu lenken oder der Unterhaltung zu folgen, wenn sie in anderer Richtung verlief.

Um sie in ihrem Nichtstun zu ertragen, begann ich, Geschichten über sie zu erfinden, Lebensläufe, in denen ich mir erklärte, was diese Menschen dazu gebracht haben mochte, dass alles nun war, wie es war und wie ich es vor Augen hatte auf diesem Steg. Immer einfallsreicher wurde ich im Erfinden von Lebensläufen, während mein eigener Tagesab-

lauf immer eintöniger wurde und ich mir eingestehen musste, dass ich längst selber dort mit ihnen lag, auf dem Steg, und dass ich durch vorgeschützte Geschäftigkeit und durch die zugemutete Nähe zu diesen Menschen meinem eigenen Leben auszuweichen versuchte.

Das musste ich ändern, doch von den beiden kam ich nicht los. Für sie existierte ich nicht, und gerade damit hatten sie mich an der Angel. Sie verboten sich jeden Kontakt, doch ihre Körper hatten sie mir willig entgegengehalten, und ich hatte Witterung aufgenommen von ihrem so offenkundig an ein Ende gekommenen Leben und hatte sie in mich hineingefressen, ich hatte mich von ihnen ernährt, und nun wollte ich mehr und konnte nicht genug bekommen davon, jede ihrer Regungen in mich aufzunehmen, und so hatte ich sie in mir, indem ich ihre Unruhe auslebte, die auch meine Unruhe war.

Dagegen setzte ich mich zur Wehr, indem ich begann, alles aufzuschreiben und zu protokollieren, was ich an ihnen entdeckte, wann sie ans Wasser gingen und wann sie den Ort wieder verließen, alles notierte ich mir. Dann fotografierte ich sie. Auf den Bildern studierte ich sie nun auch in der Nacht. So standen sie mir zur Verfügung, wann immer mir danach war.

Den größten Teil meiner Zeit verbrachte ich auf dem Steg und im Boot und in den Räumen des

Hauses, von denen aus ich freie Sicht auf sie hatte. Die Protokolle ihres Tagesablaufs entsprachen meinem eigenen Tagesablauf, sie lagen auf ihren Liegen, ich ging bei mir auf und ab und sah ihnen zu, und je mehr ich an ihnen entdeckte, desto unmöglicher war es mir, mich zu entziehen.

Zunächst hatte ich sie nur von meinem Zimmer aus fotografiert, verschämt und verstohlen, denn davon merken sollten sie nichts, dann schwamm ich am Ufer entlang, und von Mal zu Mal wagte ich mich näher an sie heran. Sie schienen sich daran nicht zu stoßen, denn dass sie davon nichts gemerkt haben könnten, daran war nach all der Zeit nicht zu denken. Sie ließen es geschehen und taten in allem, als nähmen sie mich ganz einfach nicht wahr, auch nicht, wenn ich an ihnen vorbeiruderte und sie vom Boot aus bei ihren tagtäglichen Handlungen fotografierte.

Noch vor Sonnenaufgang brachte der Mann den Blumentopf mit den Lobelien und verankerte ihn an der Wand des Steges. Mit den Fingernägeln entfernte er welke Blüten und Blätter und streute sie mit einer ausladenden Bewegung in den See. Dann stellte er die Liegen auf und brachte sie in Position zueinander, die Frau legte Decken darauf, und so wurde der Steg zum Altar, und die Sonne ging auf, und die Frau legte sich auf ihre Liege, auf der sie auch diesen Tag zubringen würde, und der Mann stieg die Treppe hinunter ins Wasser und watete

eine Zeit durch das Schilf. Dann hielt er einen Rechen ins Wasser und fuhr damit auf dem Grund hin und her, auf und ab, als bestellte er unter Wasser ein Feld. Andächtig rechte er den Grund des Sees und zupfte er das Schilf zurecht, und ein einziger Windstoß machte die Arbeit zunichte. War alles getan und wie zur Zufriedenheit fertig, war der Mann eine Zeit lang verschwunden, um mit einer kleinen Kanne wiederzukommen, mit einer Gießkanne für Kinder, mit der er aus dem See Wasser holte und die Lobelien goss.

Welcher Handlung ich hier beiwohnte, wusste ich nicht, und die Regeln, nach denen das alles geschah, waren nicht zu erkennen, und doch war ich jeden Tag mit dabei, gegen meinen Willen und gierig danach, es zu sehen.

Bei all dem fotografierte ich sie. Und jetzt sollten sie merken, dass ich mich für sie interessierte. Ich legte es darauf an, von ihnen entdeckt und gesehen zu werden. Auch das duldeten sie, und so kam ich auch dadurch nicht von ihnen los, und ich wusste mir nicht mehr anders zu helfen, als sie in all ihren Verrichtungen zu imitieren, ich äffte sie nach, und sie sollten das sehen. Ich putzte und schrubbte den Steg und kämmte mit einem Rechen das Schilf und kehrte unter Wasser den Schlamm, Spinnweben zupfte ich von den Halmen, und mit einer Schere schnitt ich zerfranste Blätter zurecht. Bis dahin war ich ein Nachtmensch gewesen, doch wenn sie jetzt

in aller Frühe ihr Lager aufschlugen, lag ich schon auf der Lauer.

Wir hatten dasselbe vor Augen, wir hörten dieselben Geräusche und hatten eine gemeinsame Welt zwischen uns, die uns trennte. Haubentaucher brüteten im Schilf und Enten, die bei ihnen landeten und bei mir. Das Kindergeschrei aus dem in der Nähe gelegenen Schwimmbad, mit dem mir die eigene Kindheit entgegenrief. Dieselbe Stille, dasselbe Geschrei. Und so vieles, das uns gemeinsam umgab, die Wellen, die Fischer, die weiter draußen ihrer Arbeit nachgingen, und das Wasser, das Ufer, das Schilf. Sahen sie das, dachte ich, und wenn sie es sahen, woran mochten sie denken dabei.

Ich saß auf meinem Steg und starrte zu ihnen hinüber, um sie dort ins Schilf starren zu sehen. Zwei auf den Rücken gefallene Käfer, die es aufgegeben hatten, noch einmal auf die Beine kommen zu wollen. Und wenn ich nach einem langen Tag den Steg verließ und ins Haus trat und die Tür zumachte und die Läden vor die Fenster schob und die Vorhänge zuzog und das Licht ausmachte und es dunkel war und ich die Augen schloss, sah ich sie immer noch an ihrem Ort, in der Sonne, im Regen, in der Kälte, im Wind, als wären sie mit ihren Liegen verwachsen. Auf diesen Liegen würden sie eines Tages liegen bleiben für immer. Und ich selbst, in meinem Bett liegend, dachte über diese Liegenden nach und hatte dabei meinen eigenen

Zustand vor Augen, denn so sehr ich mich auch auf die beiden eingelassen hatte, in Wahrheit hatte ich dabei doch nur mir selbst aufgelauret, und was ich zu sehen bekam, war ich selbst, und wenn ich so weitermachte, *das* stand mir bevor, sah ich jetzt.

Hinausschwimmen und mich treiben lassen, wohin immer, so weit das Wasser mich trägt, davon träumte ich nun oft. Dann lag ich im Schwemmholz zwischen Steinen und Weiden, gewiegt von den Wellen, das Wasser ist kalt und auch nicht, ich spüre es nicht, auch nicht die Steine, an denen mein Körper sich reibt und sich wund schürft, kein Gespür, kein Geräusch, nur der Wind in den Weiden, die Stille, so treibe ich reglos im Wasser, ein Holz unter anderen Hölzern, ein Stamm unter anderen Stämmen, angeschwemmt und von den Steinen entrindet, im Frieden mit der Strömung und im Einklang damit, was war und was ist.

Davon schreckte ich auf, und dagegen musste ich etwas tun, und jetzt erinnerte ich mich an meinen Vormieter in dem Haus und daran, wie froh er gewesen war, einen Nachfolger gefunden zu haben und von dem Ort wegzukommen. Den suchte ich auf. Ein freundlicher Mensch, der sich über meine Nachbarn ausschwieg.

Bleiben müssen Sie nicht, sagte er, wenn Sie es fertig bringen, Sie können ja gehen. Wie schwer Ihnen das fallen mag, davon allerdings habe ich eine Ahnung.

Damit war ich wieder allein. Wegzugehen hatte ich mir oft überlegt, doch solange mir nicht klar sein würde, was mich an dem Ort festhielt und wovon ich dort Zeuge war, würde es nicht zu schaffen sein, das immerhin wusste ich jetzt. Hilfe von außen würde es nicht geben, also musste ich es selbst mit meinen Nachbarn aufnehmen. Seit Monaten hatte ich schon zu ihrem Steg schwimmen wollen, um mich an dem Ort umzusehen, von dem aus diese Menschen über mich bestimmten, und mich auf eine ihrer Liegen zu legen und das, was uns umgab, einmal aus ihrer Warte zu sehen. Jetzt ließ ich mich darauf ein. Ich stieg ins Wasser und machte mich im Schilf auf den Weg. Es war noch nicht Tag, und in der Dunkelheit merkte ich bald, wie sehr ich den Weg unterschätzt hatte. Immer wieder sackte ich ein oder trat in ein Loch und hatte von einem Schritt zum anderen keinen Boden mehr unter den Füßen. Am Schilf zog ich mich dann wieder hoch. Wie blind tastete ich mich weiter voran. Alle paar Meter griff ich dabei in einen schleimigen Brei, der wie ein Film auf dem Wasser schwamm und der mir bis dahin noch nicht aufgefallen war, und schon bald konnte ich spüren, dass dieser Schleim aus meterlangen Fäden aus der Tiefe heraufwuchs, aus dem Boden, sodass immer wieder kein Durchkommen war und ich mir heftige Vorwürfe machte, diesen Menschen, die mir nicht das Geringste angetan hatten,

derartig nachzustellen, doch um umzukehren, dazu hatte ich mich zu weit vorgewagt, und schließlich, ich *wollte* dorthin, und so kämpfte ich mich weiter voran. Ich hielt mich am Schilf, und wenn der Boden nachgab und ich einbrach, riss ich mich daran hoch, und je heftiger ich mich wehrte und ruderte und um mich schlug, desto tiefer verding ich mich in dem Brei, der sich immer enger um mich legte, und je hilfloser ich in diesen Schwamm hineingriff und mich daran festzuhalten versuchte, desto fester überzog mich dieser Schleim wie ein Netz, das dichter und undurchdringlicher wurde mit jedem Schritt.

Ich war so weit, nach jemandem zu rufen und auf meine Lage aufmerksam zu machen, trotz der Scham, die ich dabei empfand, doch im selben Moment trat ich mit voller Wucht gegen einen Stein. Das schmerzte, doch kam ich so wieder zu stehen. Ich rührte mich nicht und stand still und war froh, Boden unter den Füßen zu spüren. Mit kleinen Bewegungen befreite ich mich von den Fäden. Ich schob einen Fuß vor den anderen, und endlich hatte ich den Steg meiner Nachbarn erreicht. Eine ganze Weile wartete ich noch im Wasser, auch um zu sehen, ob mich die beiden nicht längst entdeckt hätten, doch davon merkte ich nichts, und so setzte ich mich auf die unterste Stufe der Treppe und sah auf dieses Geflecht aus Tang und Schlamm und Morast, das mir so zugesetzt hatte. Eine Spiel-

zeugente tauchte jetzt darin auf. Die Wellen, die ich durch mein Schlagen verursacht hatte, rieben sie gegen einen Pfeiler vom Steg, an dem ich nun eine Leine entdeckte, mit der sie festgemacht war. Immer wieder arbeitete sie sich an die Oberfläche und rieb sich an dem Pfosten und war wieder abgetaucht und verschwunden. Wie auch immer, ich war an dem Ort, der es mir so sehr angetan hatte, ich stieg die Treppe hinauf und stand auf dem Steg, doch fehlte mir nun jede Lust, mich auf eine der Liegen zu legen, und so machte ich mich durch die Gärten davon.

Von all dem hatte ich nun genug, und eine ganze Weile war ich geheilt von der Sucht, in die Haut meiner Nachbarn zu kriechen. Doch in den Träumen schwamm ich täglich zu ihnen hinüber.

Nach einer solchen Nacht ging ich hinunter zum Steg. Mein Vormieter saß dort auf der Treppe. Er schien mich erwartet zu haben, oder er nahm mich in Kauf, das war nicht zu sagen. Wie ohne mich wahrzunehmen, sah er zu meinen Nachbarn hinüber. Nachdem ich eine Zeit neben ihm gesessen hatte, stand ich auf und ging zurück in das Haus.

Von dem Tag an ging ich nicht mehr zum Steg, denn der war von nun an *sein* Ort, und mit jedem Tag nahm er ihn mehr in Besitz.

Dort saß er jetzt auf meinem Platz, und ich sah ihm zu, vom Haus aus, das ich bald nicht mehr verließ, und ließ ihn nicht aus den Augen und sah, wie er

zu ihnen hinüberstarrte, um sie dort ins Wasser starren zu sehen, und sah zu den beiden hinüber, jeden Tag, jede Nacht, immer, bis jetzt.